

# Nimmer heimatlos!

Gebanken und Erinnerungen von Peter Schaefer.

(Zurücksetzung.)

Doch noch einmal zum Barockstil zurück! Wenn ich hier von einer lebenswichtigen Frage der Erkenntnis unseres Volkstums sprach, ist dies nicht unberechtigte Übertreibung? Nein; die Frage berührt ja das Wesen unseres Volkes, ist ein Prüfstein für das, was man fränkisch heißen kann. — Aus jeder kunstgeschichtlichen Übersichtskarte Deutschlands leuchtet sogleich hervor, daß neben dem bayerisch-österreichischen Südböden gerade Franken eine Häufung bedeutender Barockbauten aufweist; und so könnte die Meinung aufkommen, daß dafür der gleiche Volkscharakter verantwortlich sei, nämlich der dinarische; liest und hört man doch heute, die sogenannte Dinarische Rasse sei die eigentliche Trägerin des Barockgebauens. Daran ist wahr, daß Eigenschaften, die man dem dinarischen Wesen zuschreibt, wie derbe Kraft, Leidenschaftlichkeit, Sinn für Schwung und Bewegung, handgreiflicher Humor in ihrer Gesamtheit dem unklaffen Wesen des Barocks entgegenkommen, in ihm zeitweise vielleicht ein völliges Gelingen finden; ob freilich diese Rasse jedesmal in der Kunstgeschichte den Anstoß zu dem unausbleiblichen, unabwendbaren malerischen Ausklang der strengen Stile gegeben hat, den wir heute bei der hellenischen Kunst wie bei der Gotik und der Renaissance dem Barock dieser Stile nennen, ob sie überhaupt jedesmal dafür herangezogen werden kann, das steht auf einem anderen Blatt. Auf keinen Fall ziehe man aus dieser Meinung oder Tatsache einen Schluß auf die rassistischen Verhältnisse Ostfrankens. Das bodenständige ostfränkische Volk ist ganz unschuldig an der Erfindung und an der Hochkultur des Barocks der Renaissance. Die Bischöfe, die Äbte, die weltlichen Fürsten bemächtigten sich, bedienten sich zuerst dieser Kunstübung; von ihren Sitzen aus stuteten die Kunstwellen in immer weiteren Kreisen hinaus auf das Land, und was wir an mäßig hellem Glanz in entlegenen Dorfkirchen, in bescheidenen Ritterschloßern und selbst wohlhabenden Bauernstuben leuchten sehen, ist Abglanz bekannter Vorbilder in den Hauptstädten. Der Verlauf der Entwicklung war ein Empfangen ja auch insofern, als die großen Baukünstler, Bildhauer, Maler, Kunstschlosser, Stuckmeister in der Regel von auswärts und oft von weither gekommen waren, aus Italien, aus Frankreich, aus den Niederlanden: ich möchte nicht Mißbekanntes breittreten. Auch das ist freilich wahr, daß viele nicht eben schöpferische, aber im Handwerklichen außerordentlich tüchtige, bodenständige Meister sich dieser Kunstformen mit großem Eifer bemächtigten, wie der Bildhauer Georg Reuß und der Tischler Franz Böhm, beide aus Bamberg, deren gewerklisches Können man an der Kanzel in der Michaelskirche ihrer Vaterstadt bewundern möge. Denn sicherlich kamen Barock und Rokoko auch gewissen Neigungen der fränkischen Volksseele entgegen, und das zierlich-heitere Haus zum Fallen fällt ganz gewiß ebenso wenig aus dem Rahmen des Altvaterbürger Frankentums heraus wie das äppig-kraftvolle Wöttingerhaus in der Judengasse zu Bamberg den stropenden Gemüseliedern, dem guten Bier und der Lebensfreude einer Stadt widerspricht, von der ein alter Spruch sagt: „Wär Nürnberg mein, wolt' ich's in Bamberg verzehren“. Und schreibt man dem Franken eine rege Einbildungskraft zu, rühmt man die dichterischen Leistungen des Stammes: Warum sollte dem nicht eine Kunstübung entgegenkommen, die

mit einem wesentlichen Zug der Poesie, mit dem Nebeneinander und der Wechselwirkung von Licht und Schatten in solchem Maße arbeitet wie der Barock? Und warum sollte nicht die groteske Veranlagung vieler Volksgenossen in absonderlichen, bizarren, das Maß des Möglichen und Wahrscheinlichen zuweilen überschreitenden Formen sich lieber wiederfinden als in strenger Klassik, in wohlgezügelter Regelmäßigkeit?

In diesem Sinn ist der Barock auch etwas Fränkisches; aber er ist keineswegs das Fränkische schlechthin. Laufen wir einmal die Zeiten schnell rückwärts: Da wurden vor Pettrini und Neumann in Franken auch sehr ansehnliche Renaissancegebäude hingestellt, in Ostfranken so eindrucksvolle Schöpfungen wie das Hohe Haus der Alten Hofhaltung zu Bamberg, die Rathäuser zu Nürnberg, Schweinfurt und Rothenburg; und an vielen Brunnen, Loren, Schauffeilen, Erkern im ganzen Land fanden die biederen Meister ganz trefflich mit dem sich ab, was man Deutsche Renaissance nennt. Doch zuvor hatte Franken hochberedliche Meister der Gotik aus seinem eigenen Schoße geboren, und die Marienkapelle in Würzburg wie Sankt Lorenz in Nürnberg und die Obere Pfarr in Bamberg verkünden an eindrucksvollsten Plätzen ihrer Städte die künstlerische Kraft des gotisch empfindenden fränkischen Bürgertums. Aber wiederum zuvor war Franken ein Land des romanischen Stils gewesen; romanisch ist der Baugedanke des Würzburger wie des Bamberger Domes, in allen möglichen, heute umgestalteten Bauten des Landes verbergen sich romanische Kerne; schon vor langen Jahren wies ich darauf hin, daß Bamberg allein am Ende des 12. Jahrhunderts zehn größere und kleinere romanische Kirchenbauten besaß. Denkt man vollends an die fränkischen Lande am Rhein: Welch eine Via triumphalis, Welch eine Ehrenstraße des romanischen Stils ist doch die „Pfaffengasse“, angefangen von St. Martin und St. Gereon in Köln bis zu den alten Bauteilen des Straßburger Münsters! Ja, wollte einer im Hinblick auf die überwältigende Wucht der drei großen rheinischen Dome von Mainz, Worms und Speyer, auf diese Siegesmale der Kraft fränkischer Kaiser und Bischöfe sagen, der romanische Stil sei der fränkische — wer könnte ihm ernstlich widersprechen? Zuvor hatte freilich schon Karl der Franke — den Beinamen hier zu bewußter Ehrung und nicht aus verlegener Angst oder zu schulmeisterlicher Herabsetzung gebraucht — zuvor hatte Karl das gehandhabt, was man karolingische Renaissance nennt und hatten die Ostfranken in licht- und geistvollen oder in wuchtig-wehrhaften Zentralbauten, von Aachen bis nach Altenfurt tief im Lorenzer Wald bei Nürnberg, etwas ihrer Zeit und ihrer geschichtlichen Sendung Gemähes geschaffen.

Was aber will ich damit sagen? — Wir Franken sind keine Barockmenschen schlechthin, ebenso wenig wie wir gotische oder romanische Menschen schlechthin sind; wohl aber — sind wir alles zusammen. Das heißt: Mag der eigentliche Kern unseres Wesens sein wie er wolle, die Spannweite unseres Wesens ist so groß, und die Spannkraft für diese Weite reicht so völlig aus, daß um den Kern mit Leichtigkeit sich Schichten von anderer Beschaffenheit legen und schließlich auch noch Wanderscheinungen sich zeigen, die den ängstlichen Laien bestreben. Nur wer dies weiß, den kann die Fülle und der scheinbare Widerspruch im fränkischen Volkstum nicht mehr bestreben; wer es nicht begriffen hat, der lasse die Hände von Versuchen einer Darstellung des „fränkischen Volkscharakters“. Der fränkische Stamm, als Ganzes genommen, kann nicht „eigenartig“ in dem gewöhnlichen Sinne

sein, weil „Eigenart“ immer auch Einschränkung, Enge bedeutet; sein Wesen aber widersteht sich beständig jeder festen Grenzziehung. Er mag Jahrhunderte lang eine Mode, einen Stil sich gefallen lassen: nachher kann er anders, und zwar gründlich anders. Man hat dies „Anpassungsfähigkeit“ genannt; der Ausdruck ist falsch, wenn er besagen sollte, daß mit dieser Anpassung ein Verlust des ursprünglichen Wesens verbunden ist. Wenn sich der fränkische Stamm „anpaßt“, so öffnet er nur eine der vielen Kammern seines Wesens. Ich habe gewiß nichts dagegen, wenn auch andere deutsche Stämme die große Spannweite der germanischen Seele für sich in Anspruch nehmen; ich sage aber, daß diese nordische Eigentümlichkeit, nämlich im Grunde keine „Eigenart“ im engen Wortsinne zu besitzen, bei den Franken bis zum äußersten denkbaren Maße ausgebildet ist und daß sie daher in dieser Hinsicht den am meisten nordischen aller heutigen germanischen Stämme darstellen.

In seinem romanähnlichen Werk „Auch einer“ läßt Friedrich Theodor Bischof den Helden, einen Beamten und gebildeten Mann, droben im Nordland in die Reize einer schönen, schrifttumssehrigen, aber nigenhaft-dämonischen Frau geraten, die immer in der Gesellschaft ihres würdigen Lehrers und eines jungen Dichters austritt. Das Verhältnis Goldbruns zu dem Lehrer erscheint dem Deutschen als rein platonische Verehrung, auch mit dem Dichter hat sie, so dünkt es ihm, nichts Näheres zu schaffen. Immerhin machen ihn einige Wahrnehmungen in dem Vertrauen, er besitze die Schöne allein, allmählich wanken; doch weist er die aufkeimende Eifersucht als unwürdig von sich. Der Lehrer stirbt; von der schönen Goldbrun gerufen kehrt „Auch einer“ nach vorausgegangenem Zerwürfniß wieder zu der Geliebten zurück. Da muß er denn nach einiger Zeit von ihr selbst erfahren, daß ihre Beziehungen zu dem würdigen Lehrer von der gleichen Natur waren, wie seine eigenen zu ihr: die Art ihres Verhältnisses zu dem lyrischen Dichter denkt er sich selbst dazu. Eine fürchterliche Wut über den Betrug ergreift ihn, nimmt ihm fast die Besinnung, und er schreitet zu Entsetzlichem. In einer Nacht wühlt er das noch frische Grab des Lehrers auf, zerschneidet die Brust des Leichnams mit einem Dolch — dann eilt er in das Haus der Schönen, wirft ihr den vom Leichengift triefenden Dolch an den Kopf, stürzt davon. Goldbrun, an der Stirn geringfügig verletzt, scheidet an Blutvergiftung.

Dieser Mann nun rechnet sich selbst zu den Franken, „obwohl nahe der alten Sachsengrenze“; und ich gestehe: Ja, dieses Entsetzliche, dieses die Grenzen des noch Menschlichen Streifende ist als Randerscheinung fränkischen Wesens durchaus denkbar, und insofern ist die Selbstbezeichnung glaubhaft. Aber der Mann ist auch im übrigen als Franke nicht unwahrscheinlich, namentlich in der Übersteigerung eines Juges, den ich für den Kern fränkischen Wesens halte. Im Kern dieses Wesens steht die Neigung zum Realismus, das ist zum scharfen Erfassen und zur sachlichen Darstellung der Natur; im Kern dieses Wesens blüht — die Akelei von Albrecht Dürer; der Hohenheimer Altar von Meister Matthüs steht am Rande. „Auch einer“ wäre, wenn der Genius der Kunst an seiner Wiege gestanden hätte, ein Jan van Eyck, ein Albrecht Dürer oder ein Adolf Menzel geworden, so sehr war er „von einem besonders feinen und scharfen Gefühl des Zweckmäßigen heimgesucht“; und indem er, aus diesem Gefühl heraus, die kleinen, ärgerlichen Zufälle des Lebens so stark empfand, daß er darin eine „Lücke der

Objekte“, eine gewollte böshafte Störung der menschlichen Tätigkeit erblickte, steht er fast auf der Stufe eines urgeschichtlichen Geisterglaubens und reiht sich jenen grotesken Erscheinungen des fränkischen Volkstums an, die wir kennen.

Da ich nun vom Finden eines Stils gesprochen und dem fränkischen Volk die Erfindung des Barockstils aberkannt habe, könnte einer behaupten, daß die Franken Erfinder eines anderen Stils wirklich waren. Was diesen Stil betrifft, habe ich eine zum Teil spakhafte Entwicklung der Ansichten bewußt miterlebt. Ich sog als Knabe meine ersten nicht auf Anschauung gegründeten Kenntnisse von Baukunst und Baustilen aus ein paar Büchern meines Vaterhauses. In einem — es war ein schöner, blaugebundener, mit goldenen Titelbuchstaben gezielter Schulpreis — war mein Heimatdom noch als ein Meisterwerk des „byzantinischen“ Stils bezeichnet und beschrieben; im anderen, einem „Katechismus der Baustile“, aus dem meine Schwester Käthi für die Schule lernte, war der gotische Stil als der „deutsche“ bezeichnet, weil er in Deutschland seine höchste Ausbildung erfahren und die größte Zahl bedeutender Schöpfungen hervorgebracht habe. Hoher nun dieser Stil eigentlich stamme, war aus dem Buch, das ich weithin auswendig kannte, nicht recht ersichtlich. Eines Tages drängte sich dann auch an mich die Neugierde heran, der gotische Stil sei in „Ile de France“ zuerst angewendet worden; und so wußte man und wußte ich jezt, daß die Franzosen der Welt und dem deutschen Volk, wie so vieles andere, auch diesen Stil geschenkt hätten — eine Halberkenntnis, die manchem deutschen Patrioten auf die Nerven ging; und um solche Nerven zu beruhigen, ward in der Folge festgestellt: Der gotische Stil sei zwar in Frankreich erfunden worden, aber er sei dort in einer bestimmten Höhe stehen geblieben; die wirklich mystische Tiefe, die himmelstürmende Ergriffenheit bekundeten ja doch erst die deutschen Dome und Türme am Rhein und an der Donau. Eber, wie man neuerdings lesen kann, wo manchen das Verdienst der „Franzosen“ an dieser Sache wieder nicht schlafen läßt — die französischen Dome zeigten einen nichtnordischen, einen romanisch empfundenen Grundriß und stellten, als ausgesprochene Fassadebauten, jeweils das Ende einer südländischen Prozessionsstraße dar, was dem germanischen Wesen widerspreche; und die französischen Vorbilder des Reiters vom Bamberger Dom und anderer Gestalten der hohen deutschen Kunst des Mittelalters zeigten noch französische Untiefe an Stelle der deutschen Vertiefung ihrer Nachbilder. — All das ist ebenso überflüssiges als erfolgloses Herumgaulen um den Kern der Sache. Ich habe keinerlei Künste der Verdrehung und Bemäntelung nötig, wenn ich begriffen habe, daß den gotischen Stil nicht die „Franzosen“, sondern die Franken in Frankreich, die Westfranken erfunden haben. Daß es aber so was gibt oder wenigstens gab, darüber bestehen bei uns zu Land noch ganz nebelhafte Vorstellungen, und ich kenne Leute, die in völliger Verkennung staatlicher und völkischer Notwendigkeiten und Zweckmäßigkeiten die Franken in Frankreich nicht einmal wahr haben wollen.

Damit wird die ganze Furche meiner eigenen Entwicklung wieder aufgerissen, eine Furche, die auf jeden Fall in einer schnurgeraden, folgerichtigen Linie verlief und die durch nichts mehr in andere Richtung gebogen werden, die höchstens noch weiter geradeaus getrieben werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

# Dem Speffart und feiner Not.

Von Anton Fria.

Es find nicht leere Worte, wenn heute fo viel über die Not im Rhön und Speffart gefprochen wird. Jeder, der offenen Auges durch diefe Teile unferer Heimat gewandert ift, konnte ſchon lange beobachten, wie Armut und Elend in den Dörfern zu Hauſe waren, wie ſie ſich kundthaten in zerfallenden Wohnstätten, in den mageren Kühleim und feinigem Felſern, in den hohlwangigen Menſchen. Es bleibt das unbeftrittene Verdienſt unſeres Gauleiters, Regierungspräſidenten Dr. Hellmuth, die Augen der breiteſten Öffentlichleit auf dieſe Nothlandsgebiete hingelenkt und durch die Rhön-Speffart-Ausſtellung Verſtändnis gewedt zu haben für ſeine großangelegten Hilfsmaßnahmen.

Wir ſind leicht geneigt, aus alter Überlieferung her die Rhön ſchlechthin als das ärmſte Gebiet Frankens zu bezeichnen. Nach meiner Meinung ſtimmt das wohl heutzutage nicht mehr. Der Speffart erſcheint mir ärmer, ärmer ſchon deſhalb, weil ihm die Verdienſtquellen der Bäder, des großen Fremdenverkehrs, der Holz- und Steinindustrie mangeln. Mag ſein, daß meine Meinung falſch iſt; dann iſt ſie wohl entſchuldbar und wird daher kommen, daß ich ſelbſt als Speffarter dieſem Gebiet innerlich mehr verwaſhen bin und ſeine Armut aus perſönlichſter Erfahrung beſſer kenne; auch unſere Mutter hat ihren Kindern morgens vor der Schule Kartoffeln gekocht, um das Brod zu ſparen. So mögen dieſe Zeilen dazu beitragen, auch hier in unſerem Verſetkreis dem Speffart neue Freunde zu gewinnen oder doch wenigſtens die Teilnahmę für die Nothlage ſeiner Bewohner zu erwecken.

Da iſt juſt für den, der ſich mit den geſamten Verhältniſſen des Speffarts eingehender befaſſen will, gerade eine gründliche Arbeit des Aſſiſtenten am Geographiſchen Inſtitut der Frankfurter Univerſität Dr. Jürgen Siebert erſchienen, die betitelt iſt „Der Speffart, eine landeſkundliche Studie.“\*) Im 3. Kapitel, das der Kulturlandſchaft gewidmet iſt, leſen wir auch immer wieder von der Not im Speffart und ihrer Geſchichte, ſo daß die Arbeit gerade dadurch einen recht wirklichkeitsnahen Wert erhält.

So eigenartig es klingen mag, daß der an ſich dünn beſiedelte Speffart viel mehr wie die Rhön an Übervölkerung leidet, iſt es tatſächlich doch ſo. Schuld daran trägt der merkwürdige Gang der Beſiedelung, die ganz und gar durch die politiſchen Beſitz- und Machtverhältniſſe bedingt war.

## Die Herren.

Wem gehörte nun der Speffart? Wir wiſſen zunächſt, daß ſchon Kaiſer Barbaroſſa im Gebiet um Schöllrippen gejagt hat, ohne daß wir jedoch behaupten können, daß das große Waldgebiet etwa ein Reichsforſt geweſen wäre. Beſtimmte Nachricht über Beſitzrechte haben wir ſeit dem Jahre 786, wo in einer Schenkungsurkunde Karls des Großen der Abtei Neuftadt a. Main und damit letzten Endes dem Hochſtift Würzburg Wälder im öſtlichen Speffart zugewieſen wurden. Und noch bedeutender iſt eine Urkunde des Herzogs Otto I. von Schwaben aus dem Jahre 974, wonach dem Stift von Achaffenburg der ganze Wald des weſtlichen Speffarts übertragen wurde. Dieſer letztgenannte Teil ging aber bald an das Erzbistum Mainz über. Die Erzbifchöfe verſtanden es dann im Laufe

\*) Das ſehr empfehlenswerte Buch iſt erſchienen bei Ferd. Hirt in Berlin.

damals unter den Franzosen als geistiger Mittelpunkt ihrer wissenschaftlichen und geistigen Bestrebungen um den génie du Rhin auszuzeichnen war.

Uns, denen Kenntnis und Pflege des fränkischen Landes und Volkes am Herzen liegt, bleibt darum auch Schumacher unvergessen. Als Sinnbild für ihn mag die nach seinen Angaben aufgestellte mannhaft-nordische Gestalt eines fränkischen Kriegers im vollen Schmud der Waffen gelten, die im „Saal der fränkischen Bewaffnung“ in Mainz steht und die auch bei Schmaus „Geschichte und Herkunft der Franken“ wiedergegeben ist.

Wer mehr über Schumachers Leben und Arbeit zu erfahren wünscht, sei auf die liebe- und verständnisvolle Schrift von P. Wöhler „Zur Erinnerung an Karl Schumacher“ (herausgegeben vom Bez.-Heimathmuseum Kergentheim) aufmerksam gemacht, der wir unsere Angaben im wesentlichen verdanken.

Zum Schluß sei Schumacher selbst das Wort gegeben mit Stellen aus seinem Hauptwerk (Bd. 3, S. 59—60 u. 337), die mit Recht auch Paul in sein neues Buch „Rassen- und Raingeschichte des deutschen Volkes“ 2. T. übernommen hat: „Mit ihrem entschlossenen Wesen und dem frohen Gemüt haben die Franken allenthalben der altansässigen, etwas schwerfälligen Bevölkerung einen neuen Einschlag und Antrieb gebracht, sodaß heute noch die damals fränkisch gewordenen Teile Badens, Württembergs und Bayerns sich in Sprache und Sitte von den übrigen scharf abheben.“ Mit Recht schreibt daher F. Kaufmann, Deutsche Altertumskunde 2. S. 107: „Es bleibt ein hoher Ruhm der Merovinger und der Karolinger, daß ihre Gesetzgebung die sich erst allmählich entwickelnden süddeutschen Stämme nicht in ein Schema gezwängt, sondern durch Individualisierung des Volkslebens neue deutsche Volkskraft aus ihnen erweckt hat ... Aus ihrer Nachbarschaft mit den Römern brachten die Franken für die Kämpfe mit den Römern wie den Alemannen eine gute militärische und politische Schulung und große Kolonisationsgabe mit, die den Alemannen fehlte. Die innere Kraft zog das Frankentum aus der heimischen Erde, mit der es in ständiger Fühlung und Blutauffrischung blieb. —

Einen höheren Schwung erthielt das Leben in nachrömischer Zeit erst, als sich zum Fleiß und der Fähigkeit der Alemannen die politische Organisationsgabe und die kirchliche Begeisterung der Franken gesellte. Jetzt entstand ein einheitliches mächtiges Staatsgebilde, das auch den Siedlungsverhältnissen große Fortschritte ermöglichte.“

So sei dem großen Wanderer durch die fränkische Heimat und ihre Geschichte noch ein später Gruß von uns nachgerufen, die wir doch immer auch auf seinen Spuren gewandert sind und weiter wandern wollen.

## Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schreiber.

(Fortsetzung.)

Und wenn mein Leben als Ganzes genommen wie das vieler anderer Menschen die berühmte Parivaldreiheit „Dummheit“, „Zweifel“, „Saebel“ aufweist oder nach Überwindung der beiden ersten Stufen auf die dritte wenigstens zustrebt, so kann ich für das Gebiet, von dem ich jetzt spreche, nur von Dummheit, Erleuchtung und Sicherheit reden. — In der Domschule zu Bamberg hatte ich drei Lehrer; sie hießen Wolter, Mothschenbacher und Friedrich; es waren tüchtige Männer, denen ich für Lesen, Schreiben, Zeichnen und für manches andere, was Bildung und Charakter anlangt,

noch heute dankbar bin. Was sie lehrplanmäßig und nicht bieten konnten, das war die Heimatkunde. So was gab's damals noch nicht; es gab auch durchaus noch keine Unterrichtsgänge durch Stadt und Umgebung. In der Schule wurden die Anfänge der „Geographie“ getrieben, und für diese Wissenschaft gab es nur staatlich und verwaltungsmäßig eingeteilte Erdräume. Einer von diesen hieß „Oberfranken“, davon war eine Karte da, und sie ist, wenn mich nicht alles täuscht, während meiner Schulzeit einmal entrollt und aufgehängt worden. Ich wurde hinausgerufen, — ein hohes Glück — durfte sie also aus nächster Nähe betrachten und sah da schwarze Gebilde, wie der Querschnitt eines Herzenhalbzylinders anzuschauen; da nebenran Namen wie Ruggendorf, Gailentreuth, Rabenstein standen — soviel sah ich in der Schnelligkeit — reimte ich mir nachher zusammen, daß diese Zeichen wohl Höhleneingänge darstellen sollten. Füge ich noch hinzu, daß einer meiner drei Lehrer gelegentlich bemerkte, die schönste Kirche Bamberg's sei der Dom, wenn auch das Volk vielfach die Obere Pfarrkirche für schöner halte, so ist alles gesagt, was in meiner Erinnerung von Heimatkunde aus meiner Volksschulzeit noch fortlebt.

Am Alten Gymnasium der Vaterstadt Johann bildete „Geographie“ ein zwar nicht von allen Mitschülern, aber von mir sehr gern betriebenes Pflichtfach; von „Heimatkunde“ war womöglich noch weniger als an der Volksschule die Rede; Unterrichtsgänge gab's da gleichfalls nicht, wenn ich die „botanischen Exkursionen“ ausnehme, die unser tüchtiger Lehrer Kainz veranstaltete; sie waren ja gewiß Unterrichtsgänge auf einem wichtigen Gebiet der Heimat, wurden von uns aber nur im rein pflanzenkundlichen Sinne ausgefaßt und konnten umso weniger nach der heimatkundlichen Seite hin ausgebaut werden, als der Unterricht in der Naturkunde leider mit der fünften Klasse aufhörte: eine große Schwäche des damaligen Lehrplans, die bekanntlich auch die Erdkunde traf. Von Erdgeschichte, von Geologie nicht die leiseste Andeutung während der ganzen Gymnasialzeit! Wenn ich demnach mit Leidenschaft Pflanzen und Steine sammelte, so hing das alles eigentlich in der Luft. Ich wußte genau, daß gewisse Pflanzen, sagen wir *Thesium montanum*, nur von einer bestimmten Grenzlinie an vorkamen und daß aufwärts dieser Linie bräunliche Steine auf den Wegen herumlagen; daß dies die Grenze von Keuper und Bias sei, und daß ich dieser Grenze, einem Quellhorizont, auch das frische Brunnenwasser verdankte, von dem ich täglich trank, blieb mir verborgen. Auch die geschichtliche und künstlerische Seite der engsten Heimat wurde von der höheren Schule vernachlässigt. Alles, was sich der junge Mensch auf diesem Gebiete damals eroberte, lag ganz außerhalb der Schule, die an meiner immer härteren Vorliebe für die künstlerische Seite der Heimat unschuldiger war denn ein neugeborenes Lamm. Und dann: den Begriff Franken in irgend einem anderen als verwaltungsmäßigen Sinn gab es für meine zu Dreivierteln frankenbürtigen Lehrer offenbar nicht. Niemals wurde der Begriff „Franken“, Land und Leute, als ein Begriff, der mehrere „Regierungsbezirke“ umfassen, als ein Begriff, der zu uns irgend eine Beziehung haben könne — niemals wurde er so ausgesprochen, und ich habe gegenüber einigen Lehrern Zweifel, ob das Wort überhaupt für sie ein Bewußtseinsbegriff war und zu ihrem Sprachschatz gehörte. Die Franken als lebendiges Volk waren damals in Bamberg und in Franken nicht mehr da; mit den Franken der Geschichte bestand kein Zusammenhang. Das All und das Eine war „Bayern“, und dieses Wort wurde in einem

Sinn gebraucht, der einer Täuschung und einer Fälschung gleichkam. — Ich muß in diesem Augenblick einem lächerlichen, aber wirklich schon geäußerten Vorwurf begegnen: daß ich „was gegen die Altbayern habe“. Rein, meine Freunde. Ich achte, ich ehre, ich liebe die Bayern in ihrer Eigenart, wie jeden anderen deutschen Stamm in der seinen. Aber kann ein echter Bayer wünschen wollen, daß Menschen außerhalb seines Stammesbereiches in dem Glauben erzogen werden, sie seien ebenso echte Bayern wie er? Unsere Erziehung aber war so verkehrt. Sie versuchte den Begriff „Angehörige des Staates Bayern“ in eine angenommene blutmäßige Einheit der Bewohner dieses Staates umzumünzen. Es war lächerlich, daß wir jungen Leute in vollem Ernste glauben konnten, wir hätten etwas mit jenen Bauernhelden gemein, die einst in Sendling verbluteten. Daß wir dies aber wirklich glaubten, beweist ein Gedicht oder eine Keimerei, die ich auf der Oberstufe des Gymnasiums fertigte, eine „Romanz“, wie ich sie kühn zu nennen beliebte, und deren geringer Inhalt der war: Der Schmied von Rochel steigt aus seiner Gruft mit einigen seiner Getreuen empor; er sieht zu seinem Schmerze, daß die alten Vätertugenden hingeschwunden sind; doch da tröstet ihn einer der Freunde. Der war schon vorher einmal oben gewesen und hatte junge Männer aus dem Mainland beobachtet, wie sie sich zur alten Vätersitte zusammenschworen:

„Wo silbern durch die Auen  
Des Maines Welle rauscht,  
Von jungen Bayern hab' ich  
Da eine Schar belauscht.“

Diese jungen Bayern, würdige Blutsverwandte des wackeren Schmieds, waren wir! Natürlich steigt nun der Schmied getrübet wieder in sein Grab; und so weiter, und so weiter. Ganz klar, daß es bei solchen Anschauungen unmöglich war, zum Kern der Heimatdinge und zum Herzen der Heimatmenschen den Weg zu finden; Unwahrheit lag wie ein Schleim darüber. Hält mir einer entgegen, diese unzutreffenden Vorstellungen seien unsere rein persönliche Jugenddummheit und vom Staat nicht gewollt gewesen, so stehen dem gewichtige Tatsachen gegenüber. Unser Geschichtsunterricht wußte nichts von der Vergangenheit der dem Königreich Bayern eingegliederten Stämme. Jeder Landsmann mag bekämpfen, daß wir die verachteten, so ungeheuer wichtigen Erbtitelungen der bayerischen Herzoge bis zum Überdruß und zu völliger Schulaufgaben-gerechtigkeit auswendig oßten; aber feierlich müßt ich bezeugen, daß die Namen der einstigen Herrscher und großen Männer unserer Heimat und unseres Stammes im Unterricht niemals vorkamen, sie mochten so bedeutend sein wie sie wollten; denn im Rahmen einer solchen Erziehung war Balthasar Neumann ein Zwerg gegen — Leo von Alenze. Und Julius Echter? Franz Ludwig von Erthal? Diese Namen hatten keinen Klang in unseren Schulsälen. Der Anlaß des Gymnasiums war von Fürstbischof Johann Gottfried von Wchhausen errichtet, ein schönes Renaissancecor mit seinem Wappen verkündete dies — ich erfuhr es erst, oder besser, ich sah es erst, als ich die Schule längst verlassen hatte; da merkte ich erst, daß dieser Johann Gottfried und sein zweiter Vorgänger Nithart von Thüngen die Stifter des Gymnasiums gewesen waren. Denn freilich: es war ein königliches Gymnasium. Diese Tatsache überdeckte alles, so wie die teils gesückten, teils verunglückten Bauten weiland König Ludwigs I. in der hier sehr eindringlichen, Darbietung unseres Geschichtsunterrichts alles



andere überstrahlten. Daran knüpfte sich eine mir noch heute wahrhaft peinliche Erinnerung, die mehr als noch viele andere Worte den wahren Wert jenes Scheingetues beleuchtet. Wir hatten gelehrt, daß Wschaffenburg am unteren Main liege, in schöner Gegend, am Ausgang des Speisarts, und daß sich dort das Pompejanum befinde, eine Schöpfung König Ludwigs I. Das Pompejanum! Wschaffenburg und das Pompejanum! Zwei nummehr unzertrennliche Begriffe (wobei uns aber keineswegs recht klar wurde, was dieses Pompejanum eigentlich sei.) Der Zufall wollte es, der reine, abscheuliche Zufall, daß noch lange keine Ansichtskarte von dieser Stadt in meine Hände flatterte, daß kein kundiger Freund mir die Bauten Wschaffenburgs aufzählte, und daß ich verhältnismäßig spät, erst nach Abschluß aller meiner Studien, selber einmal nach der Stadt des Untermainis kam. Ich steige am Bahnhof aus, gehe eine Gasse entlang — und sehe mich plötzlich den Flanken und Türmen eines gewaltigen, breit hingelagerten, aus rotem Sandstein errichteten Gebäudes gegenüber. Racht nicht, daß mich für eine winzige Zeitspanne der Gedanke durchjudte: Das Pompejanum?? — Im nächsten Augenblick freilich bligte der andere Gedanke empor: Unmöglich! So sieht kein Pompejanum aus, das der alte Ludwig hingestellt hat! Wo ein Schloß, vor dem ich alsbald bewundernd stand; Werk eines Mainzer Fürsten, nicht der späteren Kuppnießer; ein Werk, das mir gleich als die Hauptsache von Wschaffenburg erschien, das aber unsere Schule unterschlagen hatte... Ich füge nur dies eine noch hinzu, daß ich nachher vom Schloßgarten zu dem wirklichen Pompejanum mit einer wahren Verachtung hinüberblickte, die meiner Seelenverfassung entsprach.

Die Zeit meiner Dummheit gegenüber Dingen, die mir nachher so lieb, ja so heilig werden sollten, endete gleichsam mit dem Tage, da das muntere Kaultier dem Hof der Schule enttrabte, um zu den geistnährenden Futtertruppen der Universität München hinzueilten. Nicht als ob wir nun mit der an der Hochschule gebotenen Nahrung den Sinn für Heimat, für Volks- und Stammeskunde in uns hineingefressen hätten; o Gott bewahre, dreimal und viermal! Aber ich hatte mich schon entschlossen, einer Studenterverbindung beizutreten, deren Einzugsgebiet grundsätzlich mit dem bayerischen Staat zusammenfiel. Dazu hatte mich nicht etwa ein besonders stark entwickelter Sinn für staatliche Sonderrechte bemogen, sondern eine allgemeine Abneigung gegen jenes Volk, das wir die „Preußen“ hießen, und die Empfindung, daß Bayern, als Hauptvertreter süddeutscher Art, eben ein Gegengewicht gegen die Preußen bilden müsse und daß wir Einzelnen die Pflicht hätten, die süddeutsche Waagschale durch unser eigenes Gewichtlein noch etwas tiefer zu senken. Die „Preußen“ waren damals bei meinen engeren Landtleuten keineswegs beliebt, wenn man auch die bekannte altbayerische Sonderbezeichnung dieses Volkes in Bamberg nicht so oft hörte als in München; bei festlichen Bestagungen verschwanden die wenigen schwarz-weiß-roten Fahnen, die das Volk meist für „preussisch“ hielt, in dem Meer der weiß-blauen Farben. Zu meiner eigenen Abneigung gegen die „Preußen“ hatten, wie schon einmal angedeutet, Äußerungen norddeutscher Besucher der Kunststadt Bamberg beigetragen; ein Widerwille gegen das, was wir „Schwauze“ nannten, kam dazu. Ich wußte damals noch nicht, daß der „Preuße“ in seiner Heimat ein sehr liebenswürdiger, höflicher und gefälliger Mensch sein kann; wußte noch nicht, daß seine Art, sich bei den deutschen Bruderstämmen zu geben,

nur ein verkleinertes, manchmal verzerrtes Abbild und eine Teilerleuchtung von der Art war, die, Gott sei's geflagt, der Deutsche überhaupt im fremden Lande zu zeigen beliebte und die seit vielen Jahrhunderten eine nie versiegende Quelle unangenehmer Überraschung und sodann Abweisung der Welt gegen uns gebildet hat. Doch dies hier beiseite; ich trat also jener städtischen Vereinigung bei, weil ich mich unter Ähnlichgearteten wohlfühlen wollte. Diese Erwartung hat mich nicht betrogen; sehr bald wurde mir aber auch etwas deutlich, was mir bis dahin ganz und gar verborgen geblieben war. Hörte ich etwa zwei meiner Bundesbrüder aus dem Allgäu in ihrer unverfälschten Heimatmundart miteinander reden, so staunte ich offenen Mundes; es hätten ja mit dem gleichen Erfolg für mich ebenso gut zwei Kaufleutländer miteinander sprechen können; und sah ich, wie etwa Niederbayern sich gaben und wie sie sich zum Leben stellten, so wurde mir klar — daß ich doch anders geartet sei. Auch nahmen die Münchener Freunde öfters ein Wort in den Mund, das ich seit der ersten Klasse des Gymnasiums sehr gut gekannt, mit dem ich aber nur einen Begriff verbunden hatte, der dem lateinischen Übungsbuch angehörte. „Ihr in der Provinz draußen ... Provinz? Was war das? Ich fühlte, daß das Wort für meine engere Heimat ganz besonders galt, für jenes Land, wo doch einst die jungen Bayern einen Schmied von Rochel-Schwur geleistet hatten. Doch anderseits tat meine Verbindung sich etwas zu gut darauf, daß sie Angehörige aller der „drei bayerischen Stämme“ umfaßte, und man wurde zuweilen zum Singen von Liedstrophen als Altbayer, Schwabe und Franke aufgefordert. So ist in diesem Kreise mein Frankenbewußtsein wachgeworden; ganz leise ist es aufgewacht, noch ohne jeden Gedanken an eine Pflicht, die sich daraus ergeben, an eine Nötigung, der man folgen, an eine Arbeit, die man leisten müsse. Die praktische Arbeit, die Vorarbeit, begann ich unabhängig und ohne rechten Zusammenhang damit ungefähr zur gleichen Zeit, wenn jeweils die Ferien mich wieder in die Heimat führten. Diese Vorarbeit war ausgesprochen örtlich, bambergisch gefärbt, sie erstreckte sich auf engbegrenzte Sondergebiete. Trägt mich mein Gedächtnis nicht, so lautete der allererste Aufsatz, den ich (in einer Beilage des Bamberger Tagblattes) veröffentlichte, „Ezios Pilgergesang von den Wundern Christi“. Dann folgten etwa „Die Chorstühle im Bamberger Dom“; „Das Lobgedicht des Abtes Gerhard von Seoon auf Bamberg“ und andere Anfängerarbeiten. Und natürlich trat ich dem „Historischen Verein für die Pflege der Geschichte des ehemaligen Fürstbistums Bamberg“ bei, und in diesem Kreise hielt ich, anno 1904, meinen ersten geschichtlichen Vortrag über den „Bamberger Reichstag vom Jahre 1135“.

Ja, ich war jetzt ganz im Jahrwasser geschichtlicher Studien, und daß ich damals das gelernt habe, was man die „Methode“ nennt, dafür bin ich heute noch dankbar. Mir wurden damals zumal die Augen geöffnet für eine leidige Tatsache, die sich durch die Zeiten schleppt, die heute, wie einst, mit unverminderter Kraft blüht oder wuchert und deren Opfer auch ich zuerst mehr als einmal wurde. Der Deutsche rühmt sich mit Vorliebe seiner Gründlichkeit, und gerne lesen wir es zum Beispiel, wenn der geistvolle Franke Gregor Birkel, geboren in der Hammermühle von Säbach bei Haffurt, als Weihbischof von Würzburg im Jahr 1817 in der bekannten Sache des „Wundertäters“ Fürsten Alexander von Hohenlohe an den Abate Trincia in Rom u. a. schreibt: „Ihr Admer laßt euch vom äußeren Scheine einnehmen, wir, die im Korben wohnen, suchen, bis wir

den Kern gefunden haben". Es ist müßig zu versichern, daß der Deutsche diese seine Gründlichkeit auf allen möglichen Gebieten glänzend bewiesen hat. Aber derselbe Deutsche ist kindhaft ungründlich gegen Behauptungen geschichtlicher Art, wenn diese mit Sicherheit vorgetragen werden. Nur ein kleiner Kreis macht davon eine Ausnahme. Ursache ist die Verzerrung eines deutschen Vorzugs, nämlich des Sinns für Autorität und das Vertrauen auf diese; warum die Abneigung, gerade hier den Dingen auf den Grund zu gehen, der ererbten Reigung des Volkes zum Mißtrauen nicht widerspricht, laßt uns ein andermal betrachten. Als ich einst meinem alten Lehrer und Freund Adam Senger eine irgendwo aufgegriffene Behauptung über seinen Dom — er war Summus custos, oberster Hüter — entgegenschleuderte, lächelte er spöttisch, wie nur er lächeln konnte, und sagte: „Mit diesen Dingen verhält es sich so: Der A hat was bei B gelesen, dieser hat es, wie er vielleicht selbst angibt, von C übernommen; der C hat es — dahinter kommt man gelegentlich — ohne Quellenangabe von D abgeschrieben; dieser weiß es von einem E, und wenn man zum F kommt, erweist sich die Behauptung als Irrtum oder als Fälschung". So ist es; und daher die den Laien vielleicht erschreckende Tatsache, daß gut ein Drittel von dem, was als geheiligtes Geschichtsgut durch die Welt geht, eben keine Geschichte, sondern Legende ist. Wenn nun aber doch die Forscher von Fall zu Fall die Wahrheit ergründen, soweit sie überhaupt feststellbar ist? Wenn sie bloße Annahmen beschreiben und verantwortungsbewußt auch als solche bekennen? Dann — gelangt die Wahrheit noch lange nicht zum Siege. Die einen sträuben sich gegen sie, weil es so süß ist, bei der hergebrachten Meinung zu verharren, und so ärgerlich, aus seiner Bequemlichkeit aufgeschreckt zu werden; die anderen aber können die Wahrheit nicht brauchen, weil ihnen sonst die besten Felle davonschwimmen. Der Ehrenmann freilich wird als Ehrenmann handeln und schlicht und einfach sagen: Ich habe mich geirrt; und dies vor allem, wenn es um die Ehre von Menschen geht, die sich nicht mehr verteidigen können, weil sie im Grabe ruhen. Oder hat, wer vor fünfshundert oder tausend Jahren lebte, keine Ehre mehr? Darf man über ihn sagen und schreiben, was man will? Herrschaften, hier lenne ich keinen Spaß.

Am Jahre 1923 sagte ein Schriftsteller von Rang und Ruf, dessen Worte auch heute Klang haben: „Wie Sie (Zuhörer in Hagen) wissen, ließ Ludwig der Fromme die Helden- und Götterlieder der deutschen Vorzeit, von Karl seinem großen Vater mit Eifer und Ehrfurcht gesammelt, als heidnisch verbrennen, so daß wir außer Bruchstücken nur die nordische Form dieser Gesänge in der Edda besitzen". Noch etwas genauer unterrichtet erscheint der gleiche Dichter, Wilhelm Schæfer, jetzt, wenn er (1935) schreibt: „Karl, der germanische König in Aachen, ließ die Lieder von Siegfried, Dietrich und Hildebrand samt den alten Göttergesängen aufschreiben: aber mit seinem Sohne Ludwig dem Frommen, der die Abschriften verbrennen ließ, starb die germanische Sprache als Sprache der Bildung für Jahrhunderte hin". Wir Franken wissen dem Dichter, der ja selbst am Rhein zu Hause ist, Dank für die von ihm auch sonst bezeugte Verehrung des großen Karl; um so leichter wird gerade er davon zu überzeugen sein, daß der heute von Hunderten urteilslos gegen Ludwig den Frommen erhobene Vorwurf des Liederverbrenners und Bernichters der germanischen Dichtung auf einer oberflächlichen Deutung beruht, die ihrem ersten Urheber — ich weiß nicht, wer es war — keineswegs zur

Ehre gereicht. — Wir sind, von zerstreuten Nachrichten abgesehen, über Ludwigs Leben und Regierung durch fünf Darstellungen unterrichtet: Die Jahrbücher Einharbs; das Leben Ludwigs des Frommen von Thegan; das „Größere Leben Ludwigs“ von einem Unbekannten; das Lobgedicht des Ermoldus Nigellus; und Rithards vier Bücher Geschichten. In allen diesen Werken ist nur an einer Stelle bei Thegan (einem Franken von edler Abkunft) über das Verhältnis Ludwigs zur nichtchristlichen Dichtung die Rede, in den zwei Zeilen: „Poetica carmina gentilia, quae in iuventute didicerat, respuit nec legere nec audire nec docere voluit“. Auf deutsch: „Heidnische Gedichte, wie er sie in seiner Jugend gelernt hatte, verschmähte er und wollte sie weder lesen noch hören noch lehren“. Wo ist hier von Verbrennen die Rede? Wahrhaftig, hätte Ludwig heidnische Gedichte verbrannt — diesen, Verzeihung für das Wort, fetten Braten hätte sich ein Thegan nicht entgehen lassen! Denn man wisse, daß der Mann fanatisch kirchlich gesinnt war und daß sein Werk eine Parteischrift ist, die alles zusammen trägt, was die kirchliche Gesinnung des Kaisers in helles Licht setzen kann. Ferner: das Wort „gentilis“ heißt, wie jeder Sprachgelehrte weiß, weder „vollständig“ noch etwa gar „germanisch“, sondern seit Hieronymus „heidnisch“, ohne Bezug auf Abstammung. Was kann in diesen „heidnischen“ Gedichten alles enthalten gewesen sein! Möglicherweise auch ein Silberbrandslied oder ein Metzeburger Zauberpruch; noch wahrscheinlicher aber ganz anderes bei einem Jüngling, der aus staatlichen Gründen im Südwesten Frankreichs, in Aquitanien, aufgezogen wurde und, begreiflich genug, sich damals als Vaske trug: mit einem runden Oberkleid, weiten Hemdärmeln, gepufften Beinleidern, Sporenstiefeln, in der Hand einen Wurfspieß — wie uns der Verfasser des größeren Lebens gelegentlich mitteilt. Und da ihm „die lateinische Sprache so geläufig wie seine Muttersprache war“, was liegt da näher als die Annahme, daß er in seiner Jugend dieselben „heidnischen“ Gedichte kennenernte, wie die Germanenfinder auf höheren Schulen noch heute: Ovid; Catull; Horaz.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Speffart und seiner Not.

Von Anton Fries.

### Die Industriedörfer.

Wenn schon die Jagdbrondörfer nur ganz geringen Landbesitz besaßen, so wurde er bei der Anlage der Glashütten siedelungen zunächst überhaupt verweigert. Ursprünglich war er ja auch nicht notwendig, da die Glasmacher bei gutem Geschäftsgang sehr wohl von dem Ertrage ihres Gewerbes leben konnten. Im ganzen wird die Entstehung von 14 Orten auf die Glashütten zurückgeführt, so daß also im inneren Buntsandsteinspeffart weitaus die meisten Siedelungen aus diesem Industriezweige hervorgegangen sind. Als die Glasmacherei unrentabel wurde, war es eine zwingende Notwendigkeit, den Dorfbewohnern Rodflächen zuzuwiesen. Dies geschah nur widerwillig und in viel zu kleinem Ausmaß. Besonders die Orte, welche sich zuletzt für den Feldbau umstellten, Rechtenbach und Weibersbrunn, zeigen in Dorfbild und Richtung noch heute die schreiende Landnot, ähnlich etwa wie das oben erwähnte Jagddorf Rothenbuch. Weniger Bedeutung für die Besiedelung des Speffarts hatten die

Der Weismantel hat mit seiner großen Trilogie dem Auftrage genügt, der seinem Dichtertum geworden ist; er selbst hat diesen Auftrag einmal so formuliert: „Welch seltsames spukhaftes Vermächtnis ist mir da zugefallen in den Jahren, da ich als Kind in der abendlichen Spinnstube eines bäuerlichen Volkes saß, von dem heute keine Spur mehr zu finden ist, ehe ich selbst ein Greis geworden bin. Ich bin der letzte, der um eine seiner Sagen weiß“. Die Trilogie, die in den Jahren 1908—1932 geschrieben ist, wurde zu seinem dichterischen Lebenswerk, in dem sein früheres Schaffen zu einem großen Teile wieder aufgenommen ist und der überreiche Stoff, den die Heimat seinem Dichten zugebracht hat, zu letzter Ganzheit und Vollständigkeit verdichtet wurde. Land und Volk der Rhön hat in Weismantel den Dichter gefunden, der nach Herkunft und künstlerischem Vermögen einzig berufen sein kann, seine Landsleute zu den Tiefen ihres volkhaften Wertes zurückzuführen und ihnen eigenes Wesen zu deuten. Für jeden, der tiefer in die Rhöner Eigenart eingedrungen ist, und sie in ihrer etwas schrullenhaften Abseitigkeit lieben gelernt hat, ist es beglückend zu sehen, mit welcher Hingabe Weismantel die kleinsten Einzelheiten alltäglichen Gebarens erfaßt hat, mit welcher feiner Anpassungsfähigkeit diese Beobachtungen zu künstlerischer Weltung gebracht sind.

Die große dichterische Berufung aber erweist Weismantel darin, daß er mit der liebevollen Schilderung heimatlichen Lebens und der Gestaltung seiner eigenen Erfahrungen hinausgreift in die weiten Bezirke gesamtdeutschen Schicksals, das gerade von hier aus seine innersten Bezogenheiten offenbaren muß. So erhält der Roman der Rhön seinen höchsten Sinn und Wert gerade in dem, was unausgesprochen seine Tiefen durchzieht, als das Buch vom „Leben und Sterben eines Volkes“.

(Fortsetzung folgt.)

## Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider.

(Fortsetzung.)

Dies ist der Verbrenner der deutschen Heldendichtung Ludwig der Fromme. — Wie? Zuviel der Worte für einen Schwächling, auf den der Vater zwar eine schöne Gestalt, aber leider nicht auch seinen eisernen Willen vererbte; dessen allzu große Güte, nach dem Volksmund, ein Stück Niederlichkeit war; dem es, als unfähigem Erzieher, gelang, nicht nur seinen ehrfurcht- und rücksichtslosen Sohn Lothar, sondern auch seine anderen, besser gearteten Kinder in ärgernishafter Weise gegen sich aufzubringen? Nicht zuviel, da es sich um die Sippe Karls des Großen handelt, die, nach einer deutschen Denkmalsinschrift, „ruhlos verlam“ und die, wenn man einem Teil der Tageschriftstellerei Glauben schenken möchte, der Inbegriff der Schwächlichkeit und Undeutscherheit war. Ich möchte aber zur Vorsicht raten! Sonst erinnere ich an Karls Enkel, den wahrhaft frommen, guten und für seine Muttersprache begeisterten König Ludwig den Deutschen; an Karls Ur-Enkel, den Kaiser Arnulf, der die Ostmark gegen den mächtigen Röhrenkönig Swatopluk wacker verteidigte und durch seinen Sieg bei Döwen (891) der Normannengefahr ein für allemal ein Ende machte; an seinen anderen Ur-Enkel, den westfränkischen König Ludwig III., von dessen ruhmreichem Sieg über die Normannen bei Saucourt 881 noch heute das althochdeutsche Ludwiglied künde; an dessen Neffen Ludwig, genannt der Überseeische, König von Westfranken, Schwager Kaiser Ottos des Großen, der, sechs Geschlechter nach

dem Ahnen Karl, ein tatkräftiger und begabter Herrscher war, dem zur Erreichung hoher Ziele nichts als die Macht fehlte. Ja, man öffne nur den Rund in der Herabwürdigung alles dessen, was mit Karl dem Großen zusammenhängt, nicht zu weit! Denn gewiß standen in der großen, weitverzweigten Sippe der Karlinger neben jenen tüchtigen Männern auch untüchtige, neben gescheitern auch beschränkte, neben starken auch schwache (wenngleich auch hier die gründliche Geschichtsbetrachtung feststellt, daß z. B. jenem Karl III., König von Westfranken, einem an Geist wie Körper völlig gesunden Mann, sein Beinamen „der Einfältige“ nur von dummen oder böswilligen Chronisten gegeben worden sein kann); und gewiß hat im Jahre 987 der Karlinger Ludwig, genannt der Fauler (le Faicant) das Herrschergeschlecht ruhmlos beendet; — aber eines hatten die Karlinger insgesamt: einen selbstverständlichen Rassestolz. Ich suche mir die Namen ihrer Frauen zusammen und finde nichts als die schönsten germanischen, die heute noch und heute wieder vorbildlich sein können; sie hießen Weltheid und Ansgarde (eine Burgunderin), Emma und Gemma, Engelberga und Ethgiva (eine Angelsächsin), Hiltrada, Gerberga, Hildegard, Irmingard und Irmintrud, Luitgard, Richilva und Richarda, Theutberga, Waltrada und Willa; und Desiderata mit dem lateinischen Namen war eine Langobardin, Judith eine Baiwarin. Was war aber — Theophano? Und was zeigten die beiden Sachsen - Otto, Vater und Sohn, als der Junge 973 aus staatlichen Gründen durchaus jene griechische Prinzessin ehelichen mußte? Und was hatte das Erzeugnis dieser Ehe, Otto III., noch mit den alten Sachsen und seinem Ahnherrn Witulind gemein, er, der Halb Grieche, der schon nicht mehr ein Deutscher genannt sein wollte? Ein Glück für das Reich, daß ihn nach schweren Mißgriffen, die den staatlichen Abfall Polens und Ungarns vorbereiteten, der Tod im gleichen Jugendalter wie seinen Zeitgenossen, jenen „faulen“ Ludwig, hinwegnahm, bevor der phantastische Jüngling durch seinen heillosen Plan der Wiedererrichtung einer römischen Welt Herrschaft den Wagen des Reichs einem Abgrund zulenken konnte. . .

Indem ich dies Bild gebrauche, denk' ich daran, daß ich mir selbst ein „Halt“ zuzurufen muß. Denn ist es nicht kläglich, in die Niederungen eines solchen geschichtlichen Kleinkriegs hinabgezogen zu werden und für Gespenster Partei ergreifen zu müssen gegen Gespenster? Kläglich, aber leider immer noch notwendig wegen einer Eigentümlichkeit unseres Volkes, die, ich gesteh' es, in schlaflosen Stunden schon oft den Kummer an mein Bett geführt hat. Solche Kurz schreibt einmal in ihren Florentiner Erinnerungen mit Worten, die dem Erbe und Andenken Dantes gelten: „Wäre der Mighieri ein deutscher Dichter, so hätte man wahrscheinlich längst die schönsten Teile aus seinem Werte zu Ruß und Frommen der Lesebücher und Anthologien herausgebrochen und den Rest der Literaturgeschichte überantwortet. Anders der zeislose Italiener. Nicht nur, daß ihm die literarischen Umsturzgelüste der germanischen Völker völlig fremd sind (ein Antennen gegen die Riesengehast Dantes, wie es so oft gegen Goethe und Shakespeare versucht wurde, gälte der Nation schlechtweg als Sakrilegium, das nie verziehen würde) — auch die abgestorbenen Teile seines Heros will die fanatische Liebe des Italieners nicht opfern. Es mag ein Fehler sein, denn es hindert am Fortschreiten, aber liebt man einen Dichter, wenn man ihn nicht fanatisch liebt?“ Hier hat die Dichterin an eine ganz besondere Schwäche des deutschen Wesens gerührt. Denn was

sie von literarischen Umsturzgefühlen sagt, das verallgemeinere man und beziehe man getrost auf das Verhältnis des deutschen Volkes zu seiner eigenen Vergangenheit, zu den großen Männern seiner Geschichte, zu den Wander- und Irrefahrten seiner Ahnen. Die wahrhaft niedrigen Schmähungen, die haßerfüllten Berunglimpfungen Karls des Großen wegen des (aus inneren und äußeren Gründen unglaubhaften) Ausmaßes seiner Zornestiat von Verben — bei gleichzeitigem schamhaftem Verschweigen alles dessen, was vorausgegangen war und was den Herrscher unfählich erbittern mußte — sie besonders gehören in dieses Kapitel. „Mit jenem in alle Ewigkeit verfluchten Karl dem Sachsenmörder, jenem Franken aus unedelm Geschlechte, begann es“ (nämlich der Einbruch des römischen Reichs). „Er menscheelte an der Aller zu Verben das edelste Blut unseres Volkes. Zum Dank für diese Reintat haben die Kompromistler diesen Franken den „Großen“ zubenannt. Stumm für immer werde der deutsche Mund, der diesen elenden Franken wissend anders nennt als: Karl der Sachsenmörder!“ Es ist schwer, beim Lesen einer solchen Verwendung der Druderschwarzze nicht die Hoffnung auszusprechen, daß der Verfasser dieses grausamen Fluches nach seiner Kraftleistung sich doch wohl durch ein gutes Gabelbrühstück gekräftigt hat, wozu ein Paar fränkische Bratwürste und ein Glas des von Karl dem Sachsenmörder einst gesegneten Rheintweins ganz besonders zu empfehlen gewesen wären. . . . Ich will aber, Spott beiseite, lieber fragen: Ist es möglich, daß ein Deutscher so schreibt? Natürlich; denn es kann ja nur ein Deutscher so schreiben! Kein Franzose, kein Brit, kein Italiener, kein Spanier, kein Schwede, kein Serbe schreibt so von einem der Großen seines Volkes. Sie alle würden sich eher die Hand abhacken als so zu schreiben. Weil aber wir in der Selbsterleuchtung auch vor unserer Vergangenheit nicht halt machen — darum verachten sie uns. Und mit Fug; denn der stolze Satz: „Recht oder Unrecht — mein Vaterland!“ hat Geltung nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit, die einem charaktervollen, großzügigen Volke heilig ist, sie sei gewesen, wie sie wolle. Wer sagt denn, daß wir deshalb alles billigen, was früher geschah, daß wir nichts beklagen? Fällt uns gar nicht ein! Aber macht man deshalb einen solch häßlichen Plärrsa? Gebärdet man sich deshalb wie ein Mann des heulenden Elends? Verlästert man deshalb eine Gestalt von mythischer Größe? Nimmt man nicht vielmehr, mit bebauerndem Achselzucken, Flug und Hül von den Fehlern, den Irrtümern der vergangenen Tage Kenntnis, um es heute womöglich besser zu machen, und bescheidet man sich nicht ehrlüchternweise den Vätern gegenüber damit, daß man zu ihrer Zeit ebenso gehandelt hätte wie sie? Ja, mein Volk, auch dich sehe ich, wie der Dichter seinen Helden, je und je in des Lebens Drang und Wälze, wo du schuldig scheinst, die größere Hälfte deiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu. Und damit ich keinem Ausländer wegen einer Schmähung meines Volkes auf den Mund zu schlagen brauche — halt' ich den eigenen und streich' ihm nicht aufs Butterbrot, was er grinsend verschlingen würde!

(Fortsetzung folgt.)

## Zeitschriftenkunde als Hochschullehrfach.

Am 7. April fand in der Aula der Berliner Universität in Gegenwart der Vertreter des Reichserziehungsministeriums, des Reichspropagandaministeriums, des Geschäftsführers der Reichspressekammer